

Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen

für das Geschäftsjahr 1929 (vom 1. 4. 1929 bis 31. 3. 1930).

(Das 129. Vereinsjahr.)

Im Dezember 1929 verunglückte bei einem Autozusammenstoß tödlich das Ehrenmitglied der Gesellschaft, Baudirektor Schilling in Düsseldorf, der lange Jahre als Beigeordneter der Stadt Trier dem Gesamtvorstande angehört hatte und durch Vorträge und in seiner Eigenschaft als Leiter des städtischen Bauwesens jederzeit die von der Gesellschaft gepflegten heimatkundlichen Interessen zu fördern verstanden hat. Sein Andenken wird in Trier und in unserer Gesellschaft in hohen Ehren fortleben.

Der Gesamtvorstand hielt eine Sitzung ab am 25. Juli, in der der Jahresbericht und der Kassenbericht für 1928 vorgelegt wurden. Die am selben Tage stattgehabte Jahresversammlung der Mitglieder erteilte beiden Berichten ihre Genehmigung. Herr Oberstudiendirektor Dr. Paulus, der durch Wegzug nach Essen aus dem Gesamtvorstande ausgeschieden ist, wurde zum Ehrenmitgliede ernannt. Um die im Gesamtvorstand entstandenen Lücken wieder zu schließen, wurden von der Mitgliederversammlung vier neue Mitglieder in denselben entsandt: die Herren Oberstudiendirektor Ohmen, Oberregierungs- und Baurat Berger, Studienrat Milz und Dr. med. Schweithal. Für die Mitglieder des Gesamtvorstandes hielt Baurat Kutzbach am 10. Oktober eine Führung durch seine Ausgrabungen im Simeonskloster, und am 18. Oktober durch die Grabungen an der Stiftskirche in Pfalzel ab.

Die Lage der Trierer Zeitschrift, die schon im Vorjahre bedrohlich erschien, war inzwischen kritisch geworden, als sich herausstellte, daß die Kosten der Zeitschrift die sämtlichen finanziellen Reserven der Gesellschaft aufgezehrt hatten und darüber hinaus noch ein Fehlbetrag zu entstehen drohte.

Der engere Vorstand trat zur Behandlung dieser Angelegenheit mehrmals unter dem Vorsitz von Regierungspräsident Dr. Sassen zusammen, wobei von der Redaktion die Sachlage in zwei Berichten eingehend dargelegt wurde. Die beiden Berichte (I. Über die Trierer Zeitschrift Jahrgang I—III und den Verlag J. Lintz. — II. Über den Rückgang der Finanzen der Gesellschaft infolge der Herausgabe der Trierer Zeitschrift) sind bei den Akten. Mit Hilfe von Sonderzuschüssen seitens der Regierung und seitens des Provinzialmuseums ist es aber möglich gewesen, den Jahrgang IV noch in der bisherigen Form zu Ende zu führen. Auch die richtigen Termine für das Erscheinen der einzelnen Hefte sind im Laufe des Geschäftsjahres 1929 wieder eingeholt worden. Für die Fortführung der Zeitschrift vom Jahrgang V (1931) ab sind einschneidende Maßregeln getroffen worden. Der Umfang des Jahrganges muß um ein Viertel verringert werden. Wegen des Verlages, dessen Beibehaltung die Firma J. Lintz abgelehnt hat, wurde mit mehreren leistungsfähigen Firmen verhandelt. Der Verlag wurde schließlich der Paulinusdruckerei G.m.b.H. in Trier übertragen, von der erwartet wird, daß ihre weitreichenden Verbindungen der Verbreitung der Zeitschrift im ganzen Bereich des Regierungsbezirkes Trier förderlich sein werden. Die finanziellen Leistungen, die von der Gesellschaft und vom Provinzialmuseum jährlich aufzubringen sind und die Gegenleistungen des Verlages sind durch einen Vertrag, der die Erfahrungen der ersten vier Jahre verwertet, jetzt so geregelt, daß das Weitererscheinen der Zeitschrift genügend gesichert erscheint.

Sehr wertvoll und dankenswert ist es, daß die Firmen Hermann Haas und Haus Neuerburg der Gesellschaft als Stifter mit je einem größeren Beitrage beigetreten sind.

Der Sommerausflug der Gesellschaft wurde am Sonntag, den 13. Oktober, nach dem Ringwall der Dietzenley geführt, wo Abteilungsdirektor Dr. Steiner auf Grund der im Vorjahre ausgeführten Ausgrabungen diese vorgeschichtliche Befestigung erläuterte. Die Kaffeerast wurde auf der Burg von Gerolstein gehalten. Dort gab Professor Dr. Krüger die Erläuterungen zu den Resten der Burg und der Stadtbefestigung von Gerolstein.

Die Wintervorträge waren folgende:

1. Mittwoch, den 16. Oktober. Universitätsprofessor Dr. Tietze (Wien), Gefälschte und verfälschte Kunst.
2. Mittwoch, den 11. Dezember. Regierungsbaurat Lehmann, Hervorragende Ingenieurleistungen der Römer.
3. Mittwoch, den 29. Januar. Abteilungsdirektor Dr. Loeschke, Neues vom Tempelbezirk im Altbachtal.
4. Mittwoch, den 12. Februar. Prof. Dr. Schuler, Die Anfänge des Christentums in Gallien unter besonderer Berücksichtigung von Trier.
5. Mittwoch, den 26. März. Prof. Dr. Krüger, Römische Felsreliefs im Trierer Land und in der Pfalz.

Die Kommission für Denkmälerstatistik der Stadt Trier hielt am 1. Juli eine Sitzung ab, an der Geheimrat Clemen und Provinzialkonservator Graf Wolff-Metternich aus Bonn und Landesverwaltungsrat Busley aus Düsseldorf teilnahmen. Es wurde vor allem die Drucklegung des Dombandes von Prof. Irsch festgelegt. An der Sitzung der Provinzialkommission für die Denkmälerstatistik in Bonn am 19. Februar nahmen Oberregierungsrat Berger, Prof. Kentenich und Prof. Krüger teil.

Auf dem Verbandstag der süd- und westdeutschen Altertumsvereine in Bregenz vom 4. bis 7. April vertraten Prof. Dr. Keune und Abt.-Direktor Dr. Steiner die Gesellschaft.

An das archäologische Institut in Berlin wurde zur Feier seines hundertjährigen Bestehens am 21. April 1929 gemeinsam mit dem Provinzialmuseum eine Glückwunschsadresse gerichtet, die der 1. Schriftführer am Festtage in Berlin mit einer Ansprache überreichte.

Die aus den Lotteriemitteln bestrittene Erforschung der Stiftskirche in Pfalz el ist das ganze Jahr durch Diplomingenieur Nagel unter Leitung von Baurat Kutzbach fortgesetzt worden. Durch die Grabungen ist namentlich die auf der Mitte der Südseite belegene Torhalle eingehend erforscht worden. Sodann sind durch Einzeluntersuchungen an dem Mauerwerk der Stiftskirche eine Reihe von Beobachtungen für den Aufbau des „palatium“ gewonnen worden. Der erstrebte Abschluß dieser Untersuchungen wurde noch nicht erreicht.

Ein Teil der Lotteriemittel wurde für die schon länger im Gang befindlichen Forschungs- und Konservierungsarbeiten der Kaiserthermen herangezogen, über deren Ergebnisse im Jahresbericht des Provinzialmuseums (oben S. 159) berichtet ist.

* * *

Berichte über die Führungen und Vorträge. Sommer 1929.

Der Ausflug nach der Dietzenley und nach Gerolstein.

1. Die Dietzenley bei Gerolstein, Führung von Dr. P. Steiner.

Die Dietzenley bei Gerolstein war das Ziel einer heimatkundlichen Wanderung, welche von der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Verbindung mit der Trierer Ortsgruppe des Eifelvereins veranstaltet wurde.

Die Eifelreunde waren früh morgens aufgebrochen, um in einem größeren Anmarsch von Birresborn aus über Michelbach zur Dietzenley zu gelangen, während die Gesellschaft für nützliche Forschungen einen späteren Zug benutzte und geradenwegs das gleiche Ziel erreichte.

Gegen 2 Uhr traf sich die ganze durch eine Anzahl Gerolsteiner vermehrte Schar der Heimatreunde auf der Dietzenley. Nach kurzer Rast gab dort Abteilungsdirektor Dr. P. Steiner an Hand von ausgehängten Plänen und Bildern eine Erläuterung der dort oben befindlichen vorgeschichtlichen Burg, die er im letzten Jahr durch Ausgrabungen untersuchen konnte.

Als erstes bot der Vortragende einen knappen Abriß der vorgeschichtlichen Burgenkunde, ausgehend von Caesars Beschreibung der „gallischen Mauern“, die diesem großen Conquistador des Altertums bei seiner Benennung gallischer Ortschaften eingestandenermaßen arg viel Mühe gemacht hatten.

„Gallische Mauer“ (*murus gallicus*) ist lediglich Gattungsbegriff, denn die dabei angewendete Bauweise, welche sich einer Art von Holzfachwerk anstelle der Mörtelverbindung bediente, ist nicht spezifisch gallisch, auch nicht auf Gallien beschränkt gewesen. Dafür bietet z. B. die Trajanssäule in Rom eine lebendige, bildhafte Anschauung. Auf ihr sind Szenen aus den dazischen Kriegen des römischen Imperators Trajan dargestellt; und dabei finden wir auch weit ausgedehnte Befestigungsanlagen abgebildet, welche — ob mit Recht oder Unrecht — als die Burg des Decebalus erklärt werden. Sie zeigen eine Bauweise, die der des Caesarischen „*murus gallicus*“ entspricht. Noch heute finden wir diese gallischen Burgen und viele ihrer Art, aber ihre Mauern sind in sich zu Steinwällen zusammengesunken; denn das Holzgerüst, das ehemals den rohgebrochenen Steinen den Halt gab, vermoderte und versank. Und nun finden wir sie, die ehedem stattliche Mauern waren, als mehr oder weniger hohe, bemooste Steinwälle von verschiedener Ausdehnung und Linienführung auf den waldigen Höhen. Auch das Trierer Gebiet hat viele solcher Steinwälle aufzuweisen. Jedem bekannt sind z. B. der „Ring“ von Otzenhausen, die „Hochburg“ bei Cordel, die „Niederburg“ bei Weilerbach und andere. Aber nicht nur hier, in ganz Europa finden sich Befestigungsanlagen solcher Art. Es waren die kleineren von ihnen Herrenburgen, die größeren Fluchtburgen, welche sich benachbarte Stämme gemeinsam für den Fall drohender Kriegsgefahr errichtet haben. Allem Anschein nach sind viele noch bis in unsere Zeit von den Umwohnern pfleglich in Stand gehalten worden, um bei Kriegsnöten als Zuflucht zu dienen.

Eine solche Burg war auch die Dietzenley. Ein 10 m hoher Fels, 617,5 m über dem Meere, das ist etwa 280 m über dem Kylltal — mit wundervoller Rundsicht — ist gewissermaßen die Eckbastion der Befestigung im Norden, nach Gerolstein zu, gewesen. An ihn schließt sich eine ziemlich ebene ovale Fläche von 235 m Länge und 80 m größter Breite an. Sie hat ringsum ziemlich steilen, z. T. felsigen Rand. Der anschließende Hang ist 5—8 m hoch, steil abgebösch und dann mit einem breiten Kranz von unverkennbar durch Menschenhand aufgeschütteten Basaltsteinen umzogen. Dieses sind die Reste einer ehemaligen Mauer, die wohl mittels Holz nach Art des *murus gallicus* gebaut war. Die Burgmauer stand also in diesem Fall unterhalb des Berggipfels, und nicht an dessen Rand. Das ist ungewöhnlich, hatte aber besondere Vorteile: es wurde dadurch insgesamt die Sicherheit der Burg erhöht, es bot sich eine bessere Verteidigungsmöglichkeit von vorgeschobener Linie aus; es war jederzeit eine umfassende und zuverlässige Ueberwachung der Verteidigungslinie möglich, und ein beschleunigtes Eingreifen an bedrohten Punkten. Nach vollzogener Durchbrechung oder Übersteigung der Mauer sah sich der Feind einer zweiten Verteidigungslinie gegenüber, die hoch über ihm gelegen war, und

der er am Fuße einer steilen und glatten Böschung erbarmungslos preisgegeben war, auch in dem Falle, daß etwa keine Palisade den obersten Rand der Bergfläche abschloß, sondern nur die Reihe der Verteidiger.

Die Ausgrabungen im Juni des vorigen Jahres haben keinen Anhalt für das Vorhandensein eines künstlichen Abschlusses am obern Rand der Dietzenley erbracht. Es konnte durch sie auch nichts über die Konstruktion des Walles, oder gar über die Zeitansetzung desselben ermittelt werden. Dagegen gewann man über die Besiedlung der Burgfläche wertvolle Anhalte. Diese beschränkten sich zwar lediglich auf Spuren. Danach ist trotzdem folgendes gesichert: Aus den in größeren Mengen gefundenen Topfscherben war zu entnehmen, daß sicher in der jüngeren Eisen- oder Latène-Zeit, sowie in der älteren Eisen- oder Hallstatt-Zeit hier oben ein keltischer Stamm gehaust hat; er wird indes allem Anschein nach nicht sehr kopfreich gewesen sein. Das heißt also: das letzte Jahrtausend vor Christi Geburt, das bei uns im Großen und Ganzen als Keltenzeit anzusprechen ist, sah hier ein bewegteres Leben, wenn auch keine intensive Besiedlung. Es scheint sich mehr um den Sitz eines Stammführers, eines Häuptlings, zu handeln als um eine befestigte Ortschaft.

Neben diesen Funden einer relativ späten Zeit erbrachten die Grabungen dann mehrere Steinbeile aus Felsgestein, die der jüngeren Steinzeit zuzuweisen sind. Und als schönsten sind einige große Geräte aus Feuerstein zu nennen, die etwas Neuartiges — wenigstens für unser Trierer Gebiet — darstellen. Es sind bis zu 12 cm lange Spitzen (Dolche, Messer, Schaber) aus einem schwarzen, fleckigen Flint, nebst einigen kleineren Klingenfragmenten aus grauem Flint. Das sind Dinge von paläolithischer Art, und sie gehören, wenn nicht in die Altsteinzeit selbst, so doch in die Uebergangszeit zur Jungsteinzeit, sind also mindestens 6000 Jahre alt. Daß schon der Eiszeitmensch wirklich in dieser Gegend sich aufgehalten hat, das ist ja bereits bekannt seit den Ausgrabungen von Eugen Bracht im Buchenloch, an der Nordwestseite der Munterley (die man von diesem Platz aus im Talgrund liegen sieht). Ihn auch hier oben zu finden, hatte nichts Befremdendes.

Wir erfuhren also, um zu wiederholen, durch die Ausgrabungen des Provinzial-Museums Trier, daß die Dietzenley vielleicht schon seit Ausgang der Eiszeit, des Diluviums, bis etwa in die Zeiten um Christi Geburt Siedler angezogen hat, sicherlich durch ihre von Natur aus so geschützte Lage und Form, welche eine Ausnützung als Fluchtplatz und eine Ausgestaltung zur Burg so außerordentlich leicht machten. Einige Topfscherben schließlich, die anscheinend aus fränkischer Zeit stammen, zeugen wenn nicht von späterer, nachrömischer Benutzung, so doch von späterem Besuch des Berges.

Dr. Steiner führte nach diesen Darlegungen die Gesellschaft um die Befestigung herum und über den Steinwall. Er wies von der Höhe des Felsenturmes aus auf die Munterley hinab und auf die ihr vorgelagerte „Auburg“, von welcher Felsklippe römische wie auch vorrömische Funde bekannt sind; sodann auf die Stätte des bekannten gallorömischen Tempelbezirks, des Herkules und einer Göttin Caïva mit Namen, welcher die eigenartige Bezeichnung „Judenkirchhof“ trägt, und der durch Ausgrabungen des Provinzialmuseums Trier eben neu untersucht wird, ferner auf die schöne hochragende Ruine der Casselburg — alles Orte, welche vor einigen Jahren Ziel einer heimatkundlichen Wanderung unserer Gesellschaft für nützliche Forschungen mit dem Eifelverein waren —, und schließlich auf die Burg Gerolstein, welche das nächste Ziel der weiteren Wanderung war. An dem „Davidskreuz“ von 1764, dem „Grafenkreuz“ von 1681 und der an Stelle eines alten Heiligtums „Zur Quelle der seligsten Jungfrau Maria“ errichteten und unlängst erneuerten „Büschkapelle“ vorbei erreichte man die Burg gegen 5 Uhr.

Beim Kaffee im Freien gab Museumsdirektor Prof. Dr. Krüger, wiederum an Hand von einigen vortrefflichen Großbildern, die in den Werkstätten des Provinzialmuseums hergestellt waren, einen Ueberblick über die Geschichte der Burg und der Stadtbefestigung.

2. Die Burg von Gerolstein.

Vortrag von Prof. Dr. E. Krüger. (Mit 3 Abb.)

Die Burg von Gerolstein bietet sich dem Beschauer von weitem her als eine ganz malerische Ruine dar, in der Nähe aber bei einer eingehenden Besichtigung wirkt sie ziemlich enttäuschend und ist mit ihrer benachbarten Schwesterfeste, der Casselburg, gar nicht zu vergleichen. In E. Wackenroders Darstellung der beiden Burgen in

den Kunstdenkmälern des Kreises Daun, der wir den Stoff zu unserer Betrachtung verdanken, kommt das im Umfang und Bewertung klar zum Ausdruck¹. Wie jene ist auch die Burg „Gerhardstein“, wie der ältere Namen lautet, eine Gründung der Herren von Blankenheim; Gerhard IV. von Blankenheim, der sich zuerst Herr von Casselburg und Gerhardstein in den Urkunden nennt, wird als Erbauer der Burg angesehen. Während sich damals weiterhin grössere geschlossene Gebiete gebildet haben, die Erzbistümer Köln und Trier und die Grafschaft Luxemburg, behaupten sich im Gebirgsland der Eifel kleinere Dynastien, wie die Herrschaften Schleiden, Virneburg, Neuenahr und hier die Herren von Blankenheim und die von Manderscheid.

Die beiden Blankenheimischen Burgen an der Kyll haben sehr verschiedene Schicksale gehabt. Die Casselburg wird später trierisch, dann Kaserne der herzoglich arenbergischen Artillerie, schließlich französisches und zuletzt preussisches Staatseigentum. Aber immer ist viel von ihr erhalten geblieben, und als im Kylltal die Eisenbahn gebaut wird, wird ihr gleich im Interesse des Fremdenverkehrs eine Restaurierung zuteil.

Die Burg Gerhardstein, später Gerolstein, wurde im Erbgang im Jahr 1524 manderscheidisch. Im 3. Réunionkrieg 1688—1697 wurde sie von den Franzosen besetzt und dar-

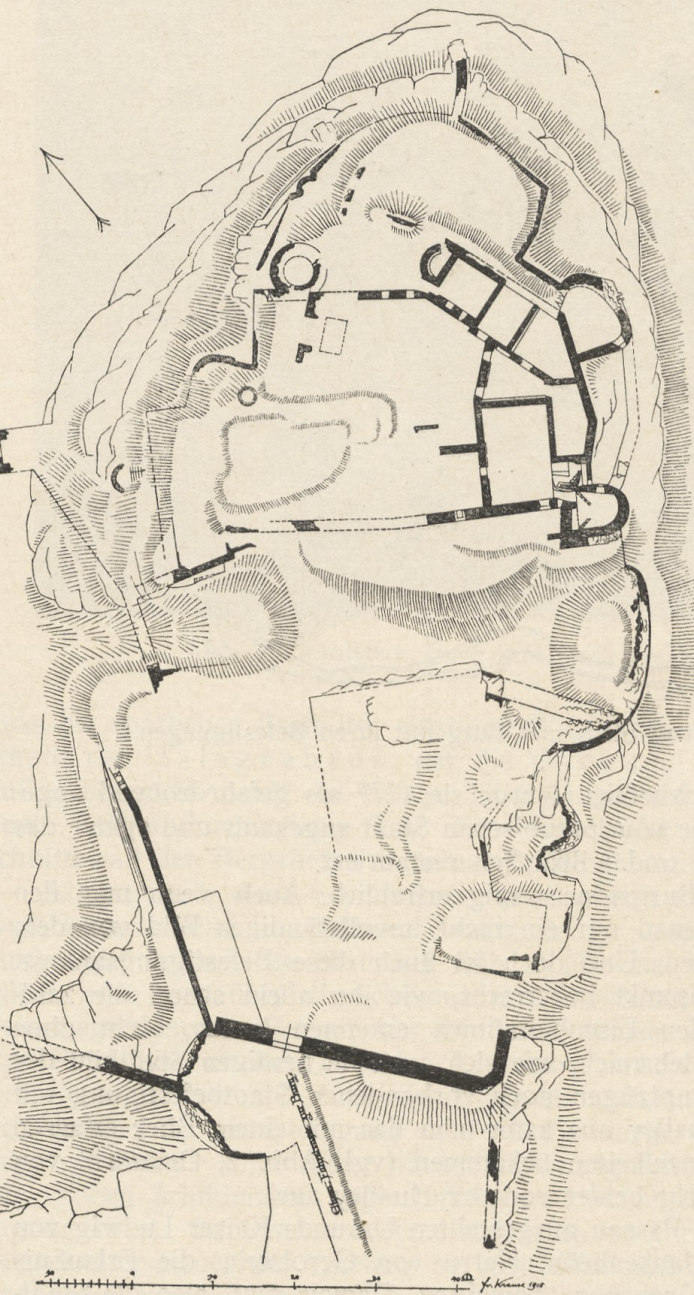


Abb. 1. Burgruine Gerolstein, Grundriß.

aufhin von kurpfälzisch-jülichen Truppen beschossen und niedergebrannt. Vergeblich suchte der Besitzer, der Graf von Manderscheid, Schadenersatz zu erlangen. Seine Forderungen wurden abgelehnt und damit war eine Wiederherstellung der Burg

¹ Clemen, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz XIII 3: E. Wackenroder, Die Kunstdenkmäler des Kreises Daun. Düsseldorf 1928. S. 85—93 Burgruine Gerolstein mit 5 Abbildungen, S. 202—225 Burgruine Casselburg mit 3 Tafeln und 15 Abbildungen. Dem Entgegenkommen von Geheimrat Prof. Dr. P. Clemen verdanken wir die Möglichkeit, hier die Abbildungen 47, 49 und 50 der Burg von Gerolstein wiederzugeben.

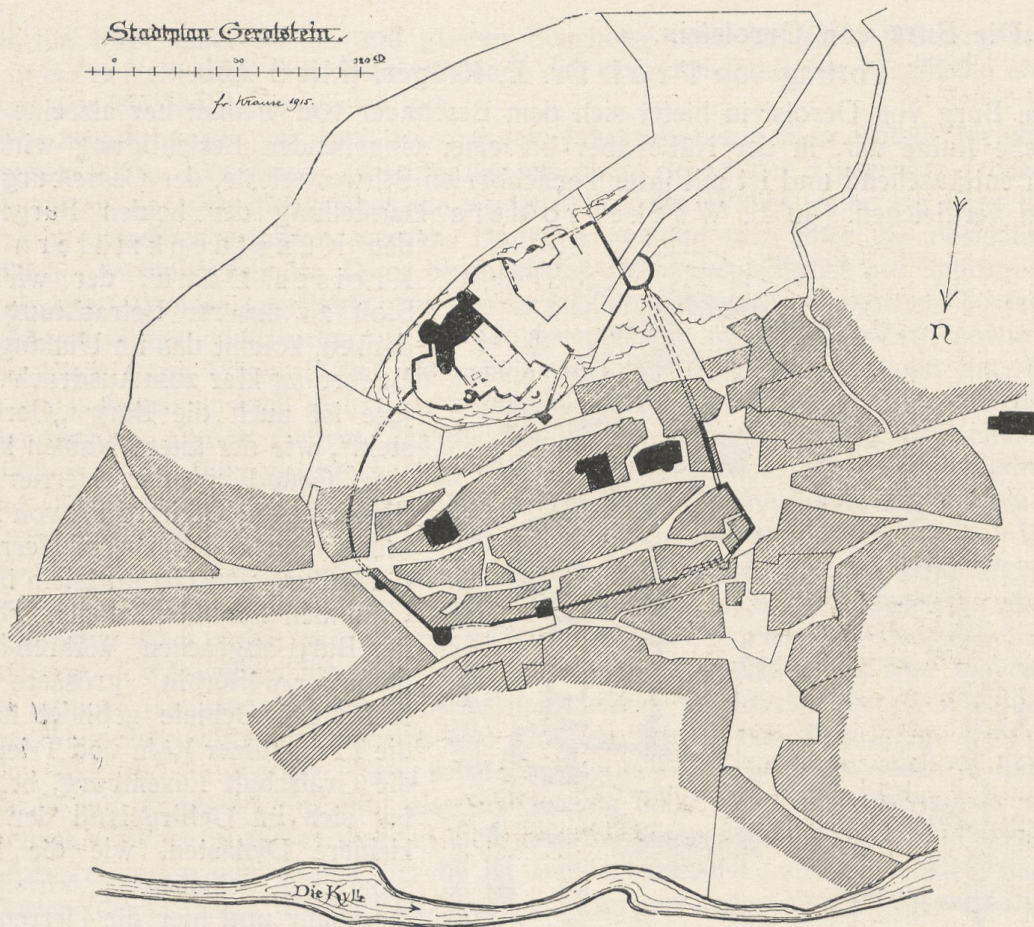


Abb. 2. Gerolstein, Gesamtplan von Stadt und Burg mit ihren Befestigungen.

vereitelt. Man ließ sie verfallen und schließlich wurde sie 1777 als gefahrdrohend abgebrochen. Im Jahr 1850 wurde die Ruine vom preußischen Staat angekauft und später das wenige Erhaltene ziemlich kümmerlich und willkürlich restauriert.

So ist der heutige Zustand der Burgruine wenig erfreulich. Auch wenn man den Plan (Abb. 1) zu Hilfe nimmt, kann man nur ein recht unvollständiges Bild von dem einstigen Aussehen der Burg gewinnen. Und doch ist auch diese Befestigungsanlage, die einen so wichtigen Straßenknotenpunkt beherrscht, wie ihn allein schon die zahlreichen, heute hier zusammentreffenden Eisenbahnlinien erkennen lassen, nicht ohne Interesse. Vor allem ist es schön und lehrreich, wie sich auch im heutigen Stadtbild der enge Zusammenhang der in allen Hauptzügen noch vorhandenen Stadtbefestigung mit der alten Burg ausprägt. Von der Hustley aus kann man das mit einem Blick erfassen und leicht auch Klarheit über die Einzelheiten bekommen (vgl. Abb. 2, Grundriß von Stadt und Burg und Abb. 3, die Ansicht beider von der Hustley aus).

Im Jahre 1336 hatte nach einer in Passau ausgestellten Urkunde Kaiser Ludwig von Bayern dem Grafen Eberhard von Blankenheim, Herrn von Gerolstein, die Erlaubnis erteilt, den Flecken mit Mauern und Graben zu bewehren. Damals muß also die Stadtbefestigung entstanden sein. Den Lauf dieser Stadtmauer, die sich von Osten und von Nordwesten her an die Burg anschließt, sieht man auf Abb. 2. Die von Osten nach Westen streichende Straße von Köln nach Trier bildet die Mittelaxe des Städtchens. Auf der Gesamtansicht (Abb. 3) ist der Verlauf der Nordmauer bis zu dem nordöstlichen mächtigen, runden Eckturm und in der Mitte eine kleine Pforte, die zu den Kyll-Wiesen hinausführte, noch deutlich zu erkennen. Ueber dem Ganzen aber thront in glänzend beherrschender Lage die Burg Gerolstein, in dem geschlossenen Bering der Gesamtbefestigung die Zitadelle bildend.

Wenn wir uns dann wieder der Betrachtung der Burg zuwenden, so fallen als heute noch deutliche Hauptreste der Burg drei Teile auch auf diesem Bild 3 stark in die Augen:



Abb. 3. Gerolstein, Burg und Stadt gesehen von der Hustley aus.

links die spärlichen Reste der einstigen Wohnburg, dann in der Mitte der tiefe Einschnitt des Halsgrabens, der die Vorburg abtrennt, und diese wiederum nach außen begrenzt durch die riesige 35 m lange und 11 m hohe Schildmauer, die heute den eindrucksvollsten Rest der Ruine bildet und wie ein vorgeschichtlicher Abschnittswall den Bergrücken in seiner Breite überquert und absperrt.

Aber gerade diese Schildmauer, an der man sich oben einen Wehrgang ergänzen muß, ist ersichtlich ein späterer Zusatz zu der ursprünglichen Burganlage. Wie im Gelände sichtbar (vgl. den Grundriß Abb. 1) lief einst die Mauer, die die Ostseite der Burg bildet, noch weit über die Schildmauer hinaus nach Süden, auf der gegenüberliegenden Seite liegt ebenso außerhalb vor ihr der in seinem untersten Teile noch erhaltene mächtige Rundturm, an den hier die Stadtmauer anschließt. Hinter seinem Rund, das man sich für eine frühere Periode der Burg als vollständig ergänzen muß, führt durch die Schildmauer der Haupteingang in die Burg hinein. Ursprünglich hat sich also die Vorburg ein ganzes Stück weiter nach Süden ausgedehnt, und dieser Teil ist bei Errichtung der großen Schildmauer abgeschnitten und aufgegeben worden. Die nachträgliche Einfügung dieser Schildmauer verrät sich auch an ihrem Westende, wo sie die westliche Begrenzungsmauer der Vorburg berührt, ohne daß zwischen diesen beiden Mauern eine organische Verbindung hergestellt wäre. Die Fläche der Vorburg beträgt etwa 60×60 m. Alle ihre Innenbauten sind jetzt verschwunden und auch in ihren sicherlich noch vorhandenen Fundamenten noch nicht wieder festgestellt.

Wenn wir nunmehr den Hauptteil, die eigentliche Wohnburg betreten, stehen wir vor den wenigen trümmerhaften Bauresten ziemlich ratlos. Einen kleinen aber starken Rundturm an der NO-Ecke möchte man als Bergfried ansprechen. Eindrucksvoll ist heute noch der am NW-Hang des Burgberges weit vorspringende Viereckturm, der den ganzen Ort und die Straße beherrscht. Auf der Ostseite des Berges erhoben sich zwei große Rundtürme; von dem nördlichen sieht man heute nur noch die Fundamente, der südliche ist der einzige besser erhaltene; in seinem Untergeschoß ist die Burgkapelle noch zu erkennen. Alles übrige aber bleibt fraglich; wo lag der Pallas, wo die Küche, wo der

Brunnen? Den Eingang wird man an der engsten Stelle des tiefen Halsgrabens suchen, aber auch für ihn fehlt es in den Bauresten an jedem Anhaltspunkt. Wahrscheinlich ließen sich aber Antworten auf diese Fragen durch einige Grabungen von gar nicht erheblichem Ausmaß verhältnismäßig leicht gewinnen.

Wenn man hier aber einmal den Spaten ansetzen würde, möchte man auch Antwort erhoffen auf wesentlich weiter führende Fragen. Wenn man diese glänzende Lage der Burg betrachtet, wie sie die natürliche, zwischen den Bergen parallel dem Kyllfluß entlang führende Straße völlig beherrscht, da fragt man sich doch, ob nicht schon viel frühere Zeiten als erst die der Herren von Blankenheim diesen Punkt zur Anlage einer Burg benutzt haben, ob nicht schon in den Zeiten, wo man nicht in Stein, sondern mit Holzwerk Burgen aufführte, hier eine Befestigung gewesen ist. Wenn Archäologen sich heute in die Betrachtung unserer alten Burgen und alten Kirchen und Klöster in Deutschland etwas vertiefen, so enden sie regelmäßig mit dem Verlangen, die älteste Geschichte dieser Denkmäler mit den Mitteln und Methoden aufzuklären, die in der archäologischen Bodenforschung für das Altertum so hervorragende Ergebnisse gebracht haben und täglich aufs Neue bringen. Schrittweise und ganz allmählich dringen diese Forschungsweisen ja auch in das deutsche Mittelalter hinein. Nur gerade an unseren deutschen Burgen ist, soviel zu sehen ist, darin erst recht wenig geschehen². Als unsere Gesellschaft vor einigen Jahren die Casselburg besuchte, lockten uns Archäologen auch dort sofort einige kleine Probleme der Baugeschichte dieser monumentalen Anlage zur Spatenforschung; aber dem Trierer Provinzialmuseum sind andere Aufgaben gestellt. Hier in Gerolstein steht noch der ganze Ursprung der Feste in Frage; hier möchte man wissen, ob in ältester deutscher oder gar in vorgeschichtlicher Zeit schon eine Burg hier gestanden hat. Diese Aufgabe ist viel größer und wichtiger. Wer wird der erste sein, der einmal auch bei uns methodisch Ausgrabungen in unseren alten Ritterburgen einleitet und daraus neue Ergebnisse für unsere ältere deutsche Geschichte erringt?

² Ein schönes Beispiel dafür, was sich auf diese Weise an wertvollsten Feststellungen erreichen läßt, sind die Grabungen von F. Behn in der Burg von Dreieichenhain (Freistaat Hessen) in den Jahren 1924 und 1925 (vgl. Behn, Die Burg von Dreieichenhain usw. in „Archiv f. hess. Gesch. u. Altertumsk.“ 16, 1. Darmstadt 1930, S. 276 ff.).

Winter 1929/30.

1. Ministerialrat Prof. Dr. H. Tietze - Wien, **Gefälschte und verfälschte Kunst.**

Das Kunstfälschen ist eine Tätigkeit, die so alt ist wie das Kunstsammeln. Sobald Gegenstände einer bestimmten Art, die auf normalem Wege nicht nachbeschafft werden können, sich einer übermäßigen Wertschätzung erfreuten, war es naheliegend, daß man Nachahmungen herstellte, die die Rolle der Originale spielen sollten. Mit dieser Nachbildung hochbewerteter Gegenstände muß nicht unter allen Umständen eine betrügerische Absicht verbunden sein; die Nachbildung kann auch aus rein idealen Motiven erfolgen — z. B. weil man für irgend eine Periode der Vergangenheit eine so weitgehende Bewunderung hegt, daß man mit seinen eigenen Erzeugnissen diesen Vorbildern möglichst nahekommen möchte —, aber sie kann von einem anderen zu Täuschungszwecken mißbraucht werden. Gewisse Arbeiten der Renaissance lehnen sich so treu an Werke der Antike an, daß wir heute nach Jahrhunderten nicht immer mit Bestimmtheit zu unterscheiden vermögen, ob es sich um Stilanlehnungen oder um Fälschungen handelt; bisweilen sind es nur irgendwelche Nebenumstände, die uns Klarheit geben. Wenn wir etwa eine Anzahl antikisierender venezianischer Marmorreliefs, die aus stilgeschichtlichen Gründen — weil sie Einflüsse bestimmter Werke Michelangelos zeigen — nicht vor 1520/30 entstanden sein können, schon wenige Jahre später in Sammlungsinventaren als antike Arbeiten bezeichnet finden, so müssen wir annehmen, daß sie von Anbeginn an als solche Antiken in Umlauf gesetzt worden sind, daß sie also als Fälschungen hergestellt wurden. Neben diesem ästhetischen Fälschungsmotiv kann auch ein patriotischer Antrieb eine Rolle spielen, wenn z. B. für irgend eine bestimmte Gegend das Vorhandensein einer uralten Kultur dadurch erwiesen werden soll, daß scheinbar echte Erzeugnisse einer solchen Kultur produziert werden. In der Literaturgeschichte sind Fälschungen dieser Art nicht selten — das bedeutendste Beispiel sind Macphersons Ossianische Dichtungen —, in der bildenden Kunst treten sie an Bedeutung hinter den aus Gewinnsucht entstandenen Fälschungen an Zahl und Bedeutung weit zurück. Es ist dies auch leicht begreiflich, da hier die enorme materielle Wertsteigerung gewisser Objekte naturgemäß einen sehr starken Anreiz ausübt. Dieser Grund hat dem Fälscherunwesen in letzter Zeit eine besondere Blüte verschafft; zum Hauptgrund der enormen Gewinnchance gesellt sich der Umstand, daß die Zahl der Objekte ersten Ranges durch die dauernde Festlegung wichtiger Stücke in den öffentlichen Museen auf dem Kunstmarkt ständig sinkt, also einer noch weiter zunehmenden Nachfrage ein stets sinkendes Angebot gegenübersteht. In einem gewissen Sinn hat die Fälschung zwischen ihnen einen Ausgleich herzustellen.

Innerhalb der Fälschertätigkeit haben wir zwei Hauptgattungen zu unterscheiden: wenn einem Gegenstand, der an sich alt ist, künstlich Merkmale hinzugefügt werden, durch die er interessanter und sohin wertvoller werden soll, so sprechen wir von Verfälschung; wenn aber ein neuer in einer Weise hergestellt wird, daß er den Anschein eines alten oder besonders kostbaren Stückes erweckt, so ist dies eine Fälschung. Der bekannteste Fall der Verfälschung ist der, daß ein altes, aber wertloses Kunstwerk durch Anbringung eines berühmten Namens oder Monogramms zu einem Erzeugnis des betreffenden Meisters gemacht wird. Aber es gibt auch Fälle inhaltlicher Fälschung; wenn eine unbenannte Figur zum Porträt einer berühmten Persönlichkeit umgedeutet wird, so hat sich ihr Wert naturgemäß erhöht. Die Tätigkeit des Verfälschers besteht also darinnen, daß er ein altes unscheinbares Stück durch verschiedene Mittel interessanter macht. Dadurch ähnelt sein Vorgehen der durchaus legitimen Tätigkeit des Restaurators, der ja auch ein durch Beschädigung oder natürlichen Verfall unerfreulich gewordenes Stück dem lebendigen Kunstgeschmack wieder näher bringen möchte. Wie weit er dabei in seiner erneuernden Tätigkeit gehen darf, darüber sind zu verschiedenen Zeiten die Meinungen weit auseinandergegangen. In früheren Jahrhunderten hat man sich zumeist für berechtigt gehalten, das altmodisch Gewordene an einem älteren Werk durch Zutaten zu ersetzen, die dem modernen Geschmack entsprachen. Wenn der bayrische Hofmaler Georg Fischer zu Beginn des XVII. Jahrhunderts dem statuenhaften Ritter-

heiligen auf Dürers Baumgärtnerschen Altar Rüstungsteile und Pferde und eine romantische Landschaft hinzumalte, so war er sicher der Meinung, eine Restaurierung vorzunehmen und dem altfränkischen Meister dadurch zu neuer Wirkung zu verhelfen. Wir heutigen Menschen stehen allerdings auf dem Standpunkt, daß so tiefgehende Eingriffe in den Bestand eines alten Kunstwerks einer Verfälschung gleichkommen und sind der Meinung, daß sich die Tätigkeit des Restaurators auf die Sicherung des alten Bestandes zu beschränken habe und daß jede eigene Zutat verpönt sei. In der Praxis kommt es allerdings auch heute häufig vor, daß Bildwerke, um verkäuflicher zu werden, von Grund auf aufgefrischt werden.

Unter den eigentlichen Fälschungen sind die einfachsten die, bei denen ein bestehendes Kunstwerk einfach nachgebildet wird. Eine Kopie, die durch täuschendes Alt-Aussehen den Anschein erweckt, das Original zu sein, wird naturgemäß etwas von den Eigenschaften des nachgeahmten Vorbildes zeigen; aber es wird für jemanden, der von dem Original Kenntnis hat, auch wieder verhältnismäßig leicht sein, die Fälschung zu entlarven. Daher verändert der Fälscher sein Vorbild meist in irgend einer Weise, indem er ein anderes Format oder ein anderes Material wählt, indem er nur einen Ausschnitt bringt oder aus mehreren Vorlagen etwas Neues zusammensetzt. Interessanter sind solche Fälschungen, die sich nicht an ein bestimmtes Vorbild halten, sondern gewissermaßen aus dem Geist der nachgeahmten Zeit oder des nachgeahmten Künstlers etwas selbständiges Neues zu schaffen versuchen. Mehrere Fälschungen dieser Art haben besonderes Aussehen erregt, z. B. die sogenannte Tiara des Saitaphernes, die als späthellenistisches Meisterwerk im Louvre prangte, bis sie sich als Erzeugnis eines zeitgenössischen Goldschmiedes aus Odessa entpuppte. Was dieser und ähnlichen Arbeiten die Fähigkeit verlieh, zeitweilig auch angesehenen Kenner zu täuschen, ist eine gewisse Frische und Unbetangenheit, die den Gedanken an eine Fälschung in dem Beschauer gar nicht erst aufkommen läßt.

Wesentlicher für den Erfolg gerade der bedeutendsten Fälschungen ist aber, daß sie den nachgeahmten objektiven Formen der Vergangenheit eine subjektive Empfindung hinzutügen, die der nachschaffenden Zeit besonders entspricht. Da die künstlerisch begabten unter den Fälschern irgend einen Stil mit den gleichen Augen sehen wie ihre Zeitgenossen, so haben ihre Hervorbringungen für diese etwas Einschmeichelndes und Vertuhrerisches, was das oft überraschende Geheimnis ihres Erfolges ist. Es ist aber auch das, was ihnen in der weiteren Folge zum Verderben wird; denn die nächste Generation, die sich einem vergangenen Kunststil gegenüber nun wieder etwas anders verhält, empfindet dann den Widerspruch zwischen der vorgetäuschten Zeit und der einer anderen Zeit angehörigen Gefühlsbetonung umso schärfer und erkennt die Fälschung, die vordem täuschend gewesen war, jetzt mit Leichtigkeit. Nicht weil sie an sich kluger oder hellsichtiger geworden wäre, aber weil gerade der begabte und ehrgeizige Fälscher eigentlich nur für seine Generation schafft; die Zeit marschiert nicht, wie man etwa glauben könnte, für ihn, sondern gegen ihn. Fälschungen, die schon mehrere Generationen zurückliegen, machen das ganz deutlich. Arbeiten, die zur Zeit der Romantik für echt galten, haben für uns jede Täuschungsmöglichkeit verloren; die Werke des Florentiner Bildhauers Bastianini, die in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts Aufsehen erregten — eines gelangte sogar als vermeintliches Meisterwerk der Renaissance in den Louvre —, erkennen wir heute auf den ersten Blick als italienische Erzeugnisse um 1860 und auch die Arbeiten des Dossena, die in den letzten Jahren so viel von sich reden machten, werden in zwanzig, dreißig Jahren keinen Menschen mehr täuschen. Man wird sich dann wundern, wieso um 1920 kenntnisreiche Beurteiler auf so plumpe Fälschungen hineinfallen konnten.

Gerade anlässlich der Diskussion über den Fall Dossena ist die Frage aufgeworfen worden, ob es denn berechtigt sei, ein Werk, das bewundert wurde, solange es für echt gehalten worden war, geringschätzig abzutun, sobald es als Fälschung erkannt worden ist; an dem Werk selbst und seinem Aussehen hat sich ja eigentlich nichts geändert. Trotzdem ist jener scheinbare Widerspruch gestattet. Tatsächlich ist der Unterschied zwischen echt und unecht ja wirklich vorhanden, sonst könnte ihn ja die Folgezeit nicht ohne weiteres erkennen; nur wir Zeitgenossen sind zu träge, uns jenem äußern Zusatz,

den der Fälscher hinzutut, zu entziehen. Weiter enthält das Werk neben seinen formalen Eigenschaften ethische Werte, die mit seiner Funktion als Ausdruck einer Zeit, eines Volkes, einer Persönlichkeit zusammengehören; erweist es sich, daß diese ethischen Werte erschwindelte waren, so gehen sie dem als falsch erkannten Werk verloren und damit auch wesentliche Teile des ästhetischen Eindrucks. Endlich aber wird mit jeder Fälschung auch die Gesamterscheinung des betreffenden Künstlers oder der betreffenden Zeit gefälscht; denn da der Fälscher naturgemäß seine äußerlichen Merkmale nachahmen muß, jene, an denen er leicht erkennbar ist, so wird sein Gesamtwerk kleiner, banaler, oberflächlicher. Die Fälschung ist wie eine Verleumdung, von der immer etwas haften bleibt. Ist nicht bei dem Streit um die falschen Van Gogh im vorigen Jahre das Endergebnis gewesen, daß man van Gogh gescholten hat, weil seine Nachahmer die privilegierten Kenner zu täuschen vermochten?

Der Umkreis der mit der Kunstfälschung zusammenhängenden Fragen ist damit nicht erschöpft. Der Meister, der Teile seiner Arbeiten von Schülern oder Gesellen ausführen läßt; der Plagiator, der die Werke anderer plündert; der Künstler, der aus Gewinnsucht eine Erfindung unzähligemal wiederholt; selbst der Künstler, der systematisch seine eigenen erfolgreichen Arbeiten fälschen läßt, sie alle dürfen nicht in einem Überblick fehlen, der den ganzen geistigen Zusammenhängen des Fälscherwesens gilt. Der Begriff der künstlerischen Originalität ist zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt worden; für unsere Zeit hat er eine besondere Schärfe erreicht, wir erwarten und fordern, daß ein Kunstwerk die volle Kraft seines Schöpfers uneingeschränkt zum Ausdruck bringe. Deshalb sind wir gegen jede äußere und innere Verfälschung dieser Originalität äußerst empfindlich, sie macht für unser Gefühl zu nichts, was sonst alles gewesen wäre. Das kennzeichnet auch unser Verhältnis zur Fälschung im technischen Sinne des Wortes; diese ist eine Interpretation alter oder andersartiger Kunst, ein Versuch, sich vom Standpunkt einer bestimmten Zeit und Geschmacksrichtung damit auseinanderzusetzen. Eine Interpretation, die aber dem Interpretierten so viel von seinen besten Werten raubt, daß wir sie verwerfen; was sie uns schuldig bleibt, den vollen Persönlichkeitsausdruck, finden wir in den Erzeugnissen zeitgenössischer Kunst, die auch wenn sie qualitativ nicht immer hoch stehen, doch stets die unverfälschte Not und Sehnsucht eines ringenden und schaffenden Menschen verkörpern.

2. Regierungsrat Günther Hans Lehmann, Hervorragende Ingenieurleistungen der Römer.

Der Vortragende, durch seine Mitarbeit an der Ausgrabung und Erforschung der Kaiserthermen mit den Römerbauten Triers gründlich vertraut, gab nach kurzer historischer Einführung ein Bild von den technischen Großtaten der Römer, wie es der technisch vorgebildete Bauforscher sieht. Er stellte ihre Bauten in lebendigen Zusammenhang mit der Gesamtplanung der antiken Stadt im Allgemeinen und entwickelte, mit Hilfe zahlreicher Lichtbilder, besonders ihre Bedeutung für die spätere Kaiserresidenz Trier. Die ungeheure technische Leistung, die sich in diesen Römerbauwerken verkörpert, wurde anschaulich dargestellt. Die zweckmäßige Gestaltung des Objektes, sei es Brücke oder Basilika, Badepalast oder Stadttor, die Mannigfaltigkeit der Lösungen, die Größe des Maßstabes, die konstruktiv vollendete Ausführung verdienen Bewunderung. Die ingenieurtechnischen Voraussetzungen für den Betrieb dieser Riesenanlagen sind — für damalige Zeit — glänzend erfüllt. Die Fragen der Wasserversorgung, Entwässerung, Beheizung und Bedienung wurden eingehend erörtert und an Beispielen erläutert. Bauten in allen Teilen der römischen Welt beweisen, daß diesem ingenieurtechnisch hervorragend begabten Volk die Baukunst der sinnfälligste Ausdruck seines Machtwillens und seiner Weltgeltung war. Peinliche Sorgfalt in der Ausführung, hervorragende Kenntnis der Baustoffe, geschickte Ausnutzung der örtlichen Gelegenheiten, Kühnheit und Großzügigkeit in der Gestaltung und Konstruktion sind Eigenschaften, die den römischen Baumeister auszeichnen. Der „architectus“ — in heutigem Sinne Ingenieurarchitekt — genoß denn auch schon zu seiner Zeit das Ansehen, das seiner Stellung im Volks- und Wirtschaftsleben wie im Militärwesen entsprach.

3. Abteilungsdirektor Dr. S. Loeschke, Neues vom Tempelbezirk im Altbachtal.

Vgl. oben den Jahresbericht des Provinzialmuseums S. 149 und Trier. Zeitschr. 4, S. 149 S. Loeschke, Bedeutung und Gefährdung der großen Tempelgrabung in Trier.

4. Prof. Dr. Schuler, Die Anfänge des Christentums in Gallien unter besonderer Berücksichtigung von Trier.

Der Vortrag wird in Trier. Zeitschr. 6 abgedruckt werden.

5. Prof. Dr. Krüger, Römische Felsreliefs im Trierer Land und in der Pfalz.

Der Vortrag wird in Trier. Zeitschr. 6 abgedruckt werden.

Kassenbericht

der Gesellschaft für nützliche Forschungen

für das Rechnungsjahr 1929.

I. a) Einnahmen.

Kassenbestand am 1. 4. 1929	RM	613.66	
Bankkonto am 1. 4. 1929	„	2750.50	
Postscheckkonto am 1. 4. 1929	„	210.36	RM 3574.52
Zinsen	RM	304.40	
Zuschuß der Regierung für 1929	„	500.—	
„ „ Provinzialverwaltung für 1929	„	1000.—	
„ „ Stadt Trier für 1929	„	500.—	
„ „ Regierung für die Trierer Zeitschrift	„	1000.—	
„ „ Trierer Vortragsgemeinschaft für 1929	„	100.—	
„ des Provinzialmuseums Trier für Druck des Jahresberichts 1927	„	500.—	
„ des Provinzialmuseums Trier für Druck des Jahresberichts 1928	„	500.—	
„ der Provinzialverwaltung, Druckkostenzuschuß zum Bericht des Süd- u. westdeutschen Verbandes	„	100.—	
„ des Süd- u. westdeutschen Verbandes für Sonderdruck des Tagungsberichtes	„	50.—	
Verkauf von Wertpapieren	„	28.60	
Beiträge der Mitglieder	„	1528.23	
Verkauf von Veröffentlichungen	„	93.—	
Eintrittsgelder bei Vorträgen	„	55.50	RM 6259.73
			RM 9834.25